

## Universitätsgottesdienst zur Semestereröffnung

Hauptkirche St. Katharinen, 11. April 2022

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da war und der da ist und der da kommt.

Der Schrei des 22. Psalms, liebe Gemeinde, steht im Mittelpunkt – heute, in der beginnenden Karwoche und am Anfang eines neuen Semesters.

*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*

*Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne.*

*Mein Gott, des Tages rufe ich,*

*doch antwortest du nicht,*

*und des Nachts,*

*doch finde ich keine Ruhe.*

Auf der Grenze vom Reden zum Verstummen bewegt sich dieser Mensch. In ihm ringen hoffnungslose Verzweiflung und verzweifelte Hoffnung um Worte. In der Klangcollage haben wir diesen Stimmen, die in ihm miteinander ringen, Ausdruck gegeben. Die eine Stimme ist die seiner Welterfahrung: denkbar dunkel und brutal ist das, was er beschreibt. Das Schinden und Quälen der Feinde, das ihm widerfährt, und dazu die Erfahrung der unerträglichen Stummheit Gottes, der nicht antwortet. Wenn nur noch ein Gott diese Welt retten könnte, so scheint die Hoffnung auf Rettung vergebens. Und die andere Stimme erinnert an das, was die Vorfahren noch glauben konnten: „Du kannst ihm vertrauen. Der tut, was er sagt.“ Da war etwas, das ihnen Halt gegeben hat. Die Stimme der Alten spricht noch in die Gegenwart hinein. Und dazu tritt die Erinnerung an den Urgrund des eigenen Lebens – „Ich

wurde geboren und in deine Hände gelegt.“ – dichtet Huub Oosterhuis. Und Luther noch viel schärfer: *Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen; du ließest mich geborgen sein an der Brust meiner Mutter. Auf dich bin ich geworfen von Mutterleib an ...*Gott als Geburtshelfer, als Hebamme. Ihn behaftet der betende Mensch bei seiner Fürsorge, die doch am Anfang stand. Doch nun:

*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*

*Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne.*

*Mein Gott, des Tages rufe ich,*

*doch antwortest du nicht,*

*und des Nachts,*

*doch finde ich keine Ruhe.*

Ein Schrei steht im Mittelpunkt, am Beginn dieser Karwoche und am Beginn des neuen Semesters, inmitten dieser Zeit - und es scheint unvermeidlich, dass sich vor unseren Augen die Bilder der Gewalt und der Zerstörung mit ihm verbinden, die uns täglich aus der Ukraine erreichen. Dass wir reden müssen, versteht sich im Angesicht dessen, was wir hier sehen und hören und was dort geschieht, nicht von selbst. Am liebsten würde ich verstummen, weil die eigenen Worte hohl wirken und einen ungewohnten militärisch-metallischen Klang bekommen. Manch eine ballt lieber die Faust vor Wut oder möchte wortlos schreien angesichts der Menschenverachtung.

Warum, Gott? Fragt der betende Mensch und verstummt nicht – und schildert dann in drastischen Bildern die Gewalt, die ihm widerfährt. Sein Schrei ist mehr als ein Aufschrei, er ist eine Frage: Warum – oder näher am Hebräischen: Wozu, Gott? Wohin führt dieser Weg der Gottesferne mein Leben und diese Welt, wenn nicht in den Abgrund?

*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*

*Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne.  
 Mein Gott, des Tages rufe ich,  
 doch antwortest du nicht,  
 und des Nachts,  
 doch finde ich keine Ruhe.*

Der Mensch redet – und Gott? Die Warum-, die Wozu-Frage bleibt im Psalm unbeantwortet. Sie bleibt auch für uns in dieser Zeit unbeantwortet. Sie lässt sich nicht mit dem Hinweis darauf beantworten, dass der Mensch ist, wie er ist, mit seiner Fähigkeit zur abgrundtiefen Bosheit und zum Wahn der Macht. Es gibt keine Antwort vom Himmel herab. Und es fährt keiner zu uns hinunter, um den Kirchenfürsten über den Mund zu fahren, die glauben, Gewalttaten segnen zu können, denn der Krieg sei Gottes heiliger Wille. „Mein Gott ...“ Dieser Schrei markiert die Grenze, an der die Theologie, der Rede von Gott in dieser Welt, sich zwischen Reden und Verstummen bewegt. Denn sie begegnet der unbeantworteten, von uns nicht zu beantworteten Frage nach dem Wozu unserer Welterfahrung. Es gibt keine einfache Antwort, oder besser einfach keine Antwort auf dieses einsame Fragen. Nur die Versuche zu deuten und zu verstehen, was uns widerfährt.

*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?  
 Ich schreie, aber meine Hilfe ist ferne.  
 Mein Gott, des Tages rufe ich,  
 doch antwortest du nicht,  
 und des Nachts,  
 doch finde ich keine Ruhe.*

Der Schrei ist nicht nur der Schrei eines Menschen – es ist der Schrei einer Menschheit, die Grauen erlebt und mitansieht. Psalmen sind für diese Menschheit Sprachräume des Betens geworden. Sie ermöglichen das, was Luther als „das Herz öffnen und den

Grund herausschütten“ beschreibt. Denn am Grunde des Herzens sammelt sich das, was der Kopf nicht fassen und nicht begreifen kann. Auch der gekreuzigte Jesus von Nazareth findet in diesem Psalm in der Erzählung des Evangelisten Markus seine letzten Worte, seinen Schrei auf der Grenze vom Reden zum Verstummen.

Was geschieht aber in diesem Sprachraum des Gebets? Von „der humanisierenden Kraft der Klagepsalmen“ hat der römisch-katholische Psalmenforscher Erich Zenger gesprochen. Davon, dass diese Psalmen dem Geschehen zwischen den Menschen nicht freien Lauf lassen, sondern einen Dritten, eine, die die Kreisläufe von Gewalt und Gegengewalt unterbricht, ins Gebet nehmen. Sie öffnen das verschlossene Ich, sie bringen das, was sich am Grund seines Herzens gesammelt hat und gärt, zur Sprache: die verbitterte, blinde Wut, die Rachephantasien zur Sprache. All das wird gewissermaßen freigesetzt und abgetreten. Und es kann das an die Stelle treten, was am Anfang stand: *Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen ...* Am Anfang steht die Humanität, der Dienst des Menschen am Menschen – im Sinnbild Gottes als Hebamme, die dem Leben dient.

Ein Schrei steht im Mittelpunkt – heute, in der beginnenden Karwoche und am Anfang eines neuen Semesters. Ein Schrei, in dem unsere Lage inmitten dieser Zeit zur Sprache kommt, ein Protest für das Leben und zugleich ein Aufruf zur Bewahrung der Humanität unter uns ist. Eine Humanität, die durch eine wissenschaftliche Kultur gepflegt wird, in der das miteinander Reden kultiviert wird, in der abweichende Meinungen im freien Diskurs verhandelt werden und die sich gerade jetzt nicht in ideologische Grabenkämpfe begibt oder den Anspruch erhebt, feste Überzeugungen zu produzieren. Eine Humanität, die vor allem auch im alltäglichen Miteinander mit Leben gefüllt werden kann ...

*Gib mir die gabe der tränen gott*  
*gib mir die gabe der sprache, schreibt Dorothee Sölle,*  
*reinige mich vom verschweigen*  
*gib mir wörter den neben mir zu erreichen ...*

„Wir müssen reden...“ in dieser Zeit, in diesem Semester. Miteinander, mit denen, die anders und uns fremd sind, in ihren Überzeugungen, in ihrer Weltsicht – und mit Gott. An der Universität, hier in den Gottesdiensten in St. Katharinen und in unserem Alltag. In Gemeinschaft zu schweigen, gehört dazu, aber nicht um die Dinge totzuschweigen, sondern um Worte finden, die dem Leben dienen, damit wir nicht sprach- und mutlos werden. Dazu helfe uns Gott. Amen.